

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Band: 78 (1998)
Heft: 9

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Michael Wirth

LEBEN – EINE ERSATZHANDLUNG

Thomas Hürlimanns erster Roman «Der grosse Kater»

Wenn man es am wenigsten erwartet, schlägt das Schicksal unbarmherzig zu, macht es gar die Stärksten zu traurigen Marionetten seines Willens. Aus dieser alten Lebensweisheit, genauer: aus dem Potential des Grotesken, das ihr eigen ist, formt der Dramatiker und Erzähler *Thomas Hürlimann* seine besten Texte. Kühn wie *Thomas Bernhard* und mit dem uneingeschränkten Gestaltungswillen *Friedrich Dürrenmatts*. Kaum einer lotet heute intensiver als *Hürlimann* das Komische und Tragische, das Erhabene und Niedrige des Grotesken aus. Da erzählte er vor Jahren eine köstliche Geschichte: Der schweizerische Bundesrat begibt sich in corpore mit seiner Entourage von Bern nach Bellinzona zur Eröffnung der 700-Jahr-Feierlichkeiten der Eidgenossenschaft, in einem Sonderzug versteht sich, allein dieser Zug besteht ausschliesslich aus Restaurantwagen, die ja bekanntlich über keine Toiletten verfügen. Während der Fahrt wird sich die illustre Reisegesellschaft bewusst, dass es keinen Ausweg gibt, will man nicht, was keinem Mächtigen dieser Erde gut zu Gesicht steht, die Notbremse ziehen. In Bellinzona angekommen sieht man sie dann alle wie Schulkinder vorbei am offiziellen Begrüssungskomitee flitzen, nur noch von einem einzigen Gedanken beseelt ... Ebenso irritierend wie zu Herzen gehend dagegen jenes befremdliche Trauerritual, das die Erfolgsnovelle «Das Gartenhaus» (1989) strukturiert: Ein ehemaliger Oberst der schweizerischen Armee kommt nicht über den frühen Krebstod seines Sohnes hinweg und füttert bei jedem Grabbesuch eine halb verhungerte Katze hinter dem Grabstein, während davor seine ahnungslose Frau in sich gekehrt ihres Sohnes gedenkt. Es sind die unerwarteten Ereignisse, welche die Souveränität und Selbstgerechtig-

keit, jene Attribute mithin, mit denen *Hürlimann* seine Protagonisten ausstattet, in ihren Fundamenten erschüttern und die Lebensniederlagen herbeiführen, die dann wiederum ihre Kompensation in skurrilen, ja lachhaften oder sollte man sagen – lächerlichen – Handlungen finden können.

Späte Rache

Dass die Voraussetzung für das Gelingen einer anspruchsvollen Poetik des Grotesken in dessen Fokussierung auf sich in Macht und Einfluss verbrauchenden Menschen liegt, zeigt *Hürlimanns* in diesem Sommer erschienener erster Roman «Der grosse Kater» gleichsam lehrbuchartig. Zeitlicher Rahmen des Buches sind zwei Tage im Juli des Jahres 1979, als das spanische Königspaar in der Schweiz auf Staatsbesuch ist. Das Verhängnis nimmt für den Schweizer Bundespräsidenten seinen Anfang, als das geänderte Damenprogramm den Besuch ausgerechnet jener Berner Kinderklinik vorsieht, in der sein Sohn im Sterben liegt. Eine Ungeheuerlichkeit, von Pfiff, dem Chef der Sicherheitspolizei veranlasst – eine späte Rache, dass der Bundespräsident ihm einst in der gemeinsam verbrachten Studentenzeit Marie, seine Verlobte, ausspannte und heiratete. Der Abschuss des Bundespräsidenten ist freigegeben und von langer Hand vorbereitet. «Marie wird denken, ich sei eine Art Abraham, die bereit ist, den eigenen Sohn zu opfern – auf dem Altar der Öffentlichkeit», fürchtet der Bundespräsident, wobei er offenbart, wie sehr er seine Rolle als Landesvater und Familienvater zusammendenkt. Politik könne er nur machen, vertraut er einmal ausgerechnet Pfiff an, weil er «ein gläubiger Mensch» sei. Nichtsdestoweniger intakt geblieben sind

Thomas Hürlimann,
Der grosse Kater,
Ammann Verlag,
Zürich 1998.

die Reflexe des macht- und imagebewussten Politikers, des Machers, der Niedergelagen immer wieder auch in Siege verwandelt: Als Marie zum Zeichen des Protestes gegen das Damenprogramm den kranken Sohn besucht und nicht, wie es das Protokoll vorschreibt, zum Empfang des spanischen Königspaares um 19 Uhr auf den Treppen des Berner Bellevue erscheint, überspielt der Bundespräsident ihre Abwesenheit in der Manier eines genialen PR-Profis, indem er mit zwei spanischen Gastarbeiterinnen an seiner Seite erscheint. Doch die befreiende Wirkung ist nur von kurzer Dauer. Weissgekleidet wie ein Racheengel tritt Marie nun beim Frackdiner auf: «*Wie gut ist ein Politiker, der mit seinen Handlungen die eigene Familie zerstört?*» fragt sie ohne zu zögern die spanischen Gäste und den apostolischen Nuntius. Der Skandal ist perfekt, und Pfiffs Rechnung, dass der «grosse Kater» am Ende von der eigenen Ehefrau zu Fall gebracht wurde, ist aufgegangen.

Keine Abrechnung

Thomas Hürlimann überzeichnet schrill einen Notstand, den er selbst als Sohn des ehemaligen Bundespräsidenten Hans Hürlimann erlebt haben muss: die beständige Gefahr einer Preisgabe des privaten und Intimen an die Forderungen eines öffentlichen Amtes, eine Preisgabe, die ihre besondere Tragik aus der Existenz des todkranken Bruders bezieht, an den Thomas Hürlimann bereits im Erzählband «Die Tessinerin» und im «Gartenhaus» erinnert. Man würde Hürlimanns Roman aber kaum gerecht, reduzierte man ihn darauf, ein Schlüsselroman zu sein. Auch ist das Buch bei weitem keine Abrechnung, kein an Kafkas berühmten Brief gemahnender «Roman an den Vater». Der Bundespräsident akzeptiert seinen Fall und vermag letztlich den Besuch der Königin im Sterbezimmer des Sohnes zu vermeiden. Der «grosse Kater» zieht sich aus dem politischen Leben zurück. Statt seines Sohnes wird, wie bei Abraham, ein Tier, die *bête politique*, geopfert.

Die in den Roman eingestreuten Rückblenden auf die Jugendzeit des aus ein-

fachen Verhältnissen stammenden Bundespräsidenten zeigen einen früh auf die Entwicklung von Überlebensstrategien geichteten, zutiefst katholisch erzogenen Menschen, dessen Lebensfreuden, etwa die am Schreiben, nicht in den Lehrplan der Klosterschule passten. Als Urszene seines Lebens entpuppt sich jene Begebenheit, da das Kind eine vom Vater gegen einen Fels geschmetterte, sterbende Katze zwei Nächte und einen Tag lang auf seinen Bauch legt und ihr ein zweites Leben schenkt. «*Der Bub war in die Katze gekrochen und die Katze in den Buben*», resümiert Hürlimann ebenso urwüchsig wie lapidar die lebensbestimmende Symbiose. Zäh wie eine Katze wird der Junge von da an sein Leben führen und erfolgreich, bis ihm als Bundesrat und «grosser Kater» allgemeine Anerkennung widerfährt. Und dennoch ist die Katze auch ein Sinnbild des verfehlten Lebensziels angesichts des sterbenden Sohnes, den der Vater nicht retten, dessen Sterben er lediglich noch dem Blick der Öffentlichkeit entziehen kann. «*Gott schuf die Katze, um dem Menschen das Gefühl zu geben, einen Tiger zu streicheln*», sagte Joseph Méry einmal von Victor Hugos Katze. Das archaisch-mythische Tier, dessen Morphologie und Bewegungen seit Jahrtausenden immer gleich überliefert werden und das von jeher, gleichsam als Ersatz seiner wildlebenden Verwandten, faszinierte, verdankt heute das Interesse, das ihr Literaten und Künstler entgegenbringen, dem Gegensätzlichen, das es vermittelt: der Hoffnung auf das Immerwährende und zugleich der unbestimmten Angst vor der Vergänglichkeit, der Erfahrung des Lebens als Krise: «*Der Bundespräsident sass hinter dem Pult im Ledersessel. Er war am Ende. Er hatte keine Kraft mehr. Er liebte sein Land, seine Frau und Dämmerung liebte er auch. Es war der 19. Juli 1979, kurz nach 17.00 Uhr.*» So stellt sich die Figur des «grossen Katers» wie bereits die vor dem Verhungern gerettete Katze im «Gartenhaus» auch als moderne Allegorie der Melancholie dar, als Verkörperung der alten Erkenntnis, dass die Mühen des Lebens immer nur Ersatzhandlungen sind. ♦

.....

Die Katze
ist ein
Sinnbild des
verfehlten
Lebensziels
angesichts
des sterbenden
Sohnes, den
der Vater nicht
retten, dessen
Sterben er
nur dem
Blick der
Öffentlichkeit
entziehen
kann.

.....

Wolf Scheller,

Jahrgang 1944, ist seit 1968 beim Westdeutschen Rundfunk in Köln, derzeit in der Programmgruppe Kommentare und Feature, tätig.

«DAS FEUILLETON IST DIE PRAXISLOSESTE RELIGION, DIE ES ÜBERHAUPT GIBT»

Ein Gespräch mit Martin Walser über die Politik und die Zeitenwende

Vergangenes als Gegenwärtiges. Wann holt einen das Gestern ein, wann verschmilzt es mit dem Heute? Der Schriftsteller *Martin Walser* hat als Autor in seinem bisherigen Werk immer die Gegenwart, das Jetzt und Hier, in den Mittelpunkt gestellt. Nun – siebzig verweht – kommt uns aus den Niederungen der Bodenseeregion der Geist der Erinnerung entgegen. *Walser* präsentiert uns in diesem Sommer ein herrliches Stück autobiographischer Erzählkunst. «Ein springender Brunnen¹» ist der Lebensroman des Knaben Johann aus Wasserburg, der, noch zur Flakhelfergeneration gehörend, kurz vor Kriegsende eingezogen wird und glücklich nach Hause heimkehrt. Ein Buch, in dem die Erinnerung an die eigene Adoleszenz des Autors durchschimmert, eine Romanerzählung, die womöglich viele dieser Altersgruppe auf diese oder jene Weise auf eigenes Erleben angesprochen fühlen.

Seit geraumer Zeit diskutieren die deutschen Feuilletons immer wieder *Walsers* politischen Standpunkt. 1989 begrüßte *Walser* unverhohlen die deutsche Wiedervereinigung, und schon in den Jahren zuvor schien sich der Autor als Wortführer der linken Intellektuellen in Deutschland verabschiedet zu haben. Eine Wandlung, die *Peter Glotz* in seiner Rezension von «Finks Krieg» scharf mit «Dumpfdeutsche Fieberphantasien» kommentierte. Wo steht *Walser* heute? Das Gespräch mit ihm führte *Wolf Scheller*.

Wolf Scheller: Herr *Walser*, Sie galten lange Zeit als ein scharfzüngiger Wortführer der linken Intellektuellen in Deutschland. Inzwischen aber wird Ihnen eine konservative Wende und eine nationalistische Position vorgeworfen. Trifft Sie diese Kritik, schmerzt sie?

Martin Walser: Ich habe bis jetzt trotz vieler Bemühungen von keinem dieser Platzanweiser erfahren, worauf sich das bezieht. Man selber hat doch nicht das Gefühl, dass man sich geistig von hier nach dort bewegt. Die einzige Veränderung, die

ich an mir feststelle, empfinde ich so: Ich kann heute nur noch solche politischen Vorstellungen ausdrücken, an deren Realisierung ich selber mitarbeiten kann. Das reine Wunschdenken zu formulieren, fällt mir schwer, besonders dann, wenn es an andere als Forderung gerichtet ist. Dieses abstrakte moralistische Vorschlagswesen ist mir inzwischen unmöglich. Und die Platzanweisung von links nach rechts ist natürlich verletzend, zumal sie meistens doch sehr polemisch formuliert wird.

Peter Glotz hat geschrieben, Sie hätten sich vom Nachdenklichen zum Querkopf entwickelt.

Das wäre noch nicht schlimm. Querkopf...? Ich weiss nicht, das wäre auch nicht so genau ... Das müsste man genauer formulieren.

So wie Sie darüber sprechen, hat man schon den Eindruck, dass Sie sich getroffen fühlten.

Aber ja, muss ich mich denn nicht getroffen fühlen, wenn *Peter Glotz* über mein Buch «Finks Krieg» schreibt: «Dumpfdeutsche Fieberphantasien»? Über einen Roman, dessen Hauptfigur eine tadellose Biographie hat – von «dumpfdeutsch» kann ich da nichts sehen.

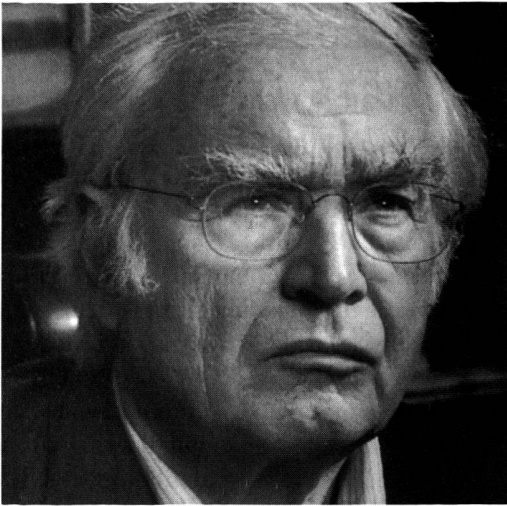
Bei Ihnen gibt es aber auch Formulierungen, die sich nach Medienschelte anhören. Etwa: «Leuchtende Gestalten, die links als Kopfschmuck tragen» oder «lüsterne Schwärzerroutine», «Beschuldigungseifer» der Meinungsmacher...?

Das meint doch Feuilleton-Linke, die ohne jede Praxis sind. Ich bin Mitglied einer Gewerkschaft und bin in den letzten zwanzig Jahren immer zu Gewerkschaftsveranstaltungen hingefahren, dort aber nie einem dieser Feuilleton-Linken begegnet. Und das Feuilleton ist die praxisloseste Religion, die es überhaupt gibt.

Nun fragen sich aber viele doch: Wo steht denn dieser Martin Walser eigentlich?

Davon dürfen Sie nicht ausgehen. Meine Leser, und ein anderes Publikum will ich nicht, meine Leser, die mir auch

¹ Martin Walser, *Ein springender Brunnen*, Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M., 1998.



Martin Walser.
Photo: Paul Swiridoff.

Briefe schreiben ..., da kommt keiner auf so eine abstruse Idee. Das ist eben das typisch Deutsche an dem ganzen Handel, den wir hier besprechen: Es gibt, glaube ich, kein Land der Welt, in dem ein Schriftsteller in der öffentlichen Meinung so hin- und hergeschubst wird, ohne dass man das je auf einen Roman, auf ein Theaterstück oder ein Gedicht von ihm beziehen kann. Und ich bin froh, dass mir diese Erfahrung den letzten Rest an Zugehörigkeitsgefühl herausoperiert hat. Man kann zwar nicht ganz allein sein, aber politisch kann ich das schon, und ich habe meine Leser, die eben keine Platzanweiser sind. Und dieser sogenannte gute Ruf, mit dem man dem Zeitgeist entspricht – ohne den kann man gut leben. Angefangen hat das alles, als ich gesagt habe: Ich kann mich nicht daran gewöhnen, dass die deutsche Geschichte in einem Katastrophenprodukt endet. Seitdem nahm die Diffamierung zu.

Diese Position haben Sie auch schon in den siebziger Jahren vertreten, als Sie meinten, Sachsen und Thüringen wären für Sie «weit zurück und tiefhinaushallende Namen», die Sie nicht unter Verlust buchen könnten?

Ich habe schon 1977 gesagt: Das ist für mich nicht Ausland ...

Also doch schon recht früh.

Aber denken Sie daran, Dass ich zwischen 1949 und 1977 nichts dergleichen gesagt habe ... Und warum nicht? Ich hatte mich auch schon daran gewöhnt, über dieses Provisorium zu reden, und allmählich habe ich dann gemerkt, dass wir einem Geschichtsbetrug ausgeliefert sind. Die einen tun so, als sei es nur ein Provisorium – aber im Grunde ging die Tendenz

dahin: Vernünftigmachung der Teilung. Das war bei links und rechts das Gleiche.

Was hat Sie denn in Ihrer Hartnäckigkeit bestärkt, auf der historischen Möglichkeit der Wiedervereinigung zu beharren?

Also seit *Gorbatschow* konnte man sich schon etwas anderes vorstellen. Aber vorher habe ich nicht an diese Möglichkeit gedacht. Ich dachte: Du bist soundso alt, bist soundso aufgewachsen, hast das und das gelesen – und Du merkst in Deinen Gedanken, dass Du Dich nicht an diesen Zustand gewöhnen kannst. Und jedes Mal, wenn ich drüben war – in Leipzig oder in Dresden und in Weimar – dann empfand ich, wenn ich zurückgefahren bin, diese Peinlichkeiten, dass man wie aus einem Gefängnis oder einem Krankenhaus herauskam. Demjenigen, der drinliegt, dem sagte man zwar: Es wird schon besser werden, aber in Wirklichkeit war man froh, wenn man wieder weg war. Nur dem habe ich Ausdruck gegeben, weil ich finde, gerade auch wenn man als Intellektueller spricht, dass jeder Jahrgang von seinen Erfahrungen aus handeln und formulieren muss. Wenn jeder sich einem gedachten Zeitgeist hingibt, dann haben wir bald keine öffentliche Meinung mehr, sondern nur noch einen herrschenden Zeitgeist.

Wie bewerten Sie denn heute die Situation in Deutschland? Die Entfremdung zwischen beiden Teilen ist ja nach wie vor gegeben?

Wer den Unterschied zu dem, was vor der Wende war, nicht wahrnimmt – was soll man dem noch sagen? Damals hatten wir es mit einer Misere zu tun, die unbehebbar erschien. Jetzt haben wir es mit einer Misere zu tun, die behebbar erscheint. Ich glaube nicht, dass wir in zehn, fünfzehn Jahren noch so darüber sprechen wie wir es heute tun. Die Misere ist eine Misere. Und daran sind weder die Leute in der ehemaligen DDR schuld, noch die in der alten BRD. Das ist eine Misere, die entsteht, wenn eine Kalte-Kriegs-Front global zusammenbricht und man es mit dem Aufräumen dieses Bankrotts zu tun hat. Das kostet und kostet, aber ich sehe dabei keine Schuldigen. Es kommt doch darauf an, wann der Einzelne ein freierer Mensch war – damals oder heute. Und das muss jeder ehemalige DDR-Bürger für sich selber beantworten. ♦

.....

*Es kommt
doch darauf
an, wann der
Einzelne ein
freierer Mensch
war – damals
oder heute.
Und das muss
jeder ehemalige
DDR-Bürger
für sich selber
beantworten.*

.....

EIN WIEDERENTDECKTES MEISTERWERK

Elisabeth Amans Roman «Das Vermächtnis»

Die Reihe «Schweizer Texte» setzt sich zum Ziel, wenig bekannte oder verschollene Werke der Literatur, die aus Gründen ihrer Qualität oder ihrer historischen Bedeutung eine Neuauflage rechtfertigen, der Vergessenheit zu entreissen. Im neunten Band der Neuen Folge stellt Elisabeth Pulver das vergessene Meisterwerk «Das Vermächtnis» von Elisabeth Aman vor, mit einem Nachwort, das die Ausmasse einer Monographie über die Autorin und ihren Roman angenommen hat¹.

Nach der Lektüre von beidem fragt sich der Schreiber dieser Rezension betroffen, warum er denn das einzigartige Werk von *Elisabeth Aman* erst jetzt und mit zunehmender Bewunderung gelesen habe, wie es überhaupt möglich sei, dass Werke wie dieses, das aus Hunderten herausragt, unter Umständen gar nicht ins literarische Bewusstsein eindringen und sich da festsetzen konnte, ja wie er selbst, der doch in Winterthur von 1956 bis 1961 als Feuilletonredaktor am «Tagblatt» tätig war, von der nachhaltigen Verehrung der Dichterin durch seinen hochgeschätzten Kollegen *Franz Bäschlin* vom «Landboten» und damit also von diesem 1951 erschienenen Buch offenbar nicht Kenntnis nahm und folglich von dem Roman schon im ersten Jahrzehnt nach seinem Erscheinen überhaupt keine Ahnung hatte. So etwas geht an die Berufsehre. Da verfolgt man nun seit dem Studium bis in den Ruhestand während Jahrzehnten der Zeitungs- und Zeitschriftenarbeit die Gegenwartsliteratur und ist fast sicher, dass heutzutage nicht möglich sei, was in früheren Epochen geschehen konnte: dass nämlich Talente übersehen oder, weil keinem Trend zugehörig, zu wenig beachtet und schliesslich verdrängt werden. Genau das aber ist hier geschehen. Ich lese im Anhang der Neuauflage die beschämend kleine Liste der ernstzunehmenden Rezeptionstexte: zweimal *Franz Bäschlin* vom «Landboten», sonst aber keinen der massgebenden Kritiker der fünfziger Jahre, ein paar wenige Aufsätze oder Hinweise in Zeitschriften wie «Atlantis» und «Neue Schweizer Rundschau», dann reisst das Gespräch über das Buch ab. Die Herausgeberin erwähnt immerhin, auch *Charles Clerc* von der ETH

und *Emil Staiger* hätten ihrer Bewunderung Ausdruck gegeben, aber leider nur in Briefen oder mündlich. Offensichtlich ist, dass *Elisabeth Aman* mit ihrem grossen Epos damals nicht im Trend lag, der von der Literatur Aufbereitung der unmittelbaren Nachkriegszeit forderte, vor allem den Anstoss zu Veränderungen gesellschaftlicher Art, Bilanzen und Abrechnungen. Ich vermute, man dürfe nicht übersehen, dass *Elisabeth Aman-Volkart*, übrigens eine Schwester der mit *Rilke* befreundeten Mäzenin *Nanny Wunderly-Volkart*, hinsichtlich ihres Ruhms als Dichterin auch mit einem Vorurteil zu kämpfen hatte: Sie stammte aus einer reichen bürgerlichen Familie, war im Villenquartier aufgewachsen, mit einem Schloss am Bodensee als Ferienresidenz, war dann Gattin eines Rechtsanwalts und Mutter von fünf Kindern. Aus Kreisen, denen sie entstammt, sagt dieses dumme Vorurteil, können schwerlich künstlerische Menschen hervorgehen. *Annemarie Schwarzenbach*, die hier vielleicht als Gegenbeweis genannt wird, dankt ihren Ruhm auch dem Umstand, dass sie sich gegen ihre Herkunft auflehnte, dass sie die Freundin von *Erika* und *Klaus Mann* war und sich in der kulturellen und politisch progressiven Szene bewegte, auch dass sie in bürgerlichen Kreisen Anstoss erregte. Ohne Zweifel eine hochbegabte Frau, aber vielleicht nicht unbedingt geeignet, unseren Verdacht zu widerlegen, man habe *Elisabeth Amans* grossen Roman auch darum übersehen, weil die Verfasserin jener gesellschaftlichen Schicht angehörte, die eher Kunst sammelt, als dass sie Kunst hervorbringt, und aus der die berühmten Mäzene für Musiker und Schriftsteller hervorgehen.

Anton Krättli,

geboren 1922, studierte und promovierte in Germanistik und Geschichte an der Universität Zürich, war Feuilletonredaktor in Winterthur und von 1965 bis 1993 Kulturredaktor der «Schweizer Monatshefte», wo die meisten seiner Aufsätze und Kritiken erschienen. Er lebt als Literatur- und Theaterkritiker in Aarau und ist unter anderem auch Mitarbeiter des «Kritischen Lexikons der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur». 1976 wurde er mit einer Ehrengabe des Kantons Zürich. 1994 mit dem Aargauer Literaturpreis ausgezeichnet.

¹ Elisabeth Aman, «Das Vermächtnis». Herausgegeben von Elisabeth Pulver in der Reihe «Schweizer Texte», Neue Folge – Band 9. Verlag Paul Haupt, Bern, Stuttgart, Wien 1998.

Sie war jedenfalls, wie die Herausgeberin schreibt, im Literaturbetrieb verloren, sie hatte keinen Sinn für notwendige Kontakte. Zu Lesungen musste man sie überreden, und sie entwickelte schliesslich eine Scheu vor aller Publizität, womit sie sich vermutlich den Regeln ihrer Gesellschaftsschicht vollkommen gemäss verhielt. Dem Erfolg ihres Werks war das alles nicht förderlich. Man kann sich freilich auch aus anderen Gründen nur schwer vorstellen, dass es an der damals massgebenden Börse für Gegenwartsliteratur, der «Gruppe 47», je zur Diskussion gestanden hätte.

Was der
Erzählerin
gelungen ist:
Leben,
Landschaft,
kreatürliches
Dasein in
seiner
Endlichkeit
transparent
zu machen.

Ohne Chronologie

Denn «Das Vermächtnis» ist ein Buch, das bedächtige, besinnliche Leser braucht, die viel Zeit haben. Es erzählt nicht einfach eine Geschichte, es verweilt bei Menschen und ihren Erlebnissen, es lässt ihnen und uns viel Musse, die Welt in Estoublon und Umgebung, in Riez und Valensole zu erfahren. Das sind Orte, die sich auf der Landkarte der Provence finden; aber im Roman entfalten sie ihre eigene, andere Realität, ihre andere Zeit. Die Verfasserin lässt in einem Anfall von Selbstironie einen Verleger mit Bezug auf ein ihm vorliegendes Manuskript sagen, es sei viel zu lang und viel zu weitschweifig, es bewege sich im Kreis herum. Das trifft, allerdings nicht in einem abwertenden Sinn gesagt, auf ihr eigenes Werk zu. Es geht darin nicht um eine handfeste Story, sondern um Zusammenhänge, um das Dasein einfacher Menschen, das Dasein auch der «Landschaft mit ihren Bäumen und Tieren.» Allen diesen Geschöpfen, sagt der Uhrmacher Léonide im Gespräch mit dem Abbé in einem zentralen Kapitel des Buches, haftet dieses Unerklärliche an: «Etwas Schwebendes, etwas in einer Auflösung Begriffenes, dem letzten gültigen Ziele Zustrebendes.» Der Uhrmacher kann sich dem Geistlichen gegenüber kaum verständlich machen und spürt das auch. Er ist kein gebildeter Mensch. Aber sein rührender Versuch, in Worte zu fassen, was ihn beschäftigt, indem er unvergesslichen Erinnerungen nachsinnt, deutet an, was der Erzählerin gelungen ist: Leben, Landschaft, kreatürliches Dasein in seiner Endlichkeit transparent zu machen. Sie lässt diesen Uhrmacher, also einen Fachmann

auf dem Gebiet der Zeitmessung, in unbeholfenen Abstraktheiten das Geheimnis der Ewigkeit berühren. Ähnlich verhält es sich mit Plon, dem Wirt im Engel. Der Leser begegnet ihm zunächst als einem dumpfen, passiven Mann, der herzkrank und zudem offenbar depressiv ist. Hilflos sitzt er in der dämmerigen Schankstube und wiederholt nur noch den Satz: «*Ich rühre keinen Finger mehr.*» Ein Knabe hat ihm drei Spielleute in die Schenke gebracht, und wie sie zu spielen beginnen, taucht eine versunkene Welt für Augenblicke aus den Tiefen seiner Trübnis auf. Er glaubt nicht mehr daran. Nach Jahren aber wird diesem Plon die Gnade zuteil, dass er in der Gemeinschaft mit Céline, einer armen, verwitweten Frau, zu seinem wahren Selbst zurückfindet. Was er ihr gesteht, hätte ihm keiner und am wenigsten er sich selbst noch zugetraut: «*Völlig verlassen kam ich mir vor, nicht von den Menschen verlassen, sondern von mir selbst. Das ist das Schlimmste, Céline.*» Er sieht jetzt, wie er jahrelang in einem lichtlosen Dasein dahinvegetierte, und indem er ihr sagt, was ihm widerfahren ist, wird daraus eine der zartesten und schönsten Liebeserklärungen. So könnte man fortfahren, einzelne Episoden, einzelne Figuren aus dem Romantepich herauszulösen, um einen Begriff vom Ganzen zu geben. Elisabeth Aman erzählt nicht zielgerichtet, entfaltet nicht einen epischen Stoff nach den Gesetzen der Chronologie. Vielmehr kreisen hier Menschen in ihrer Landschaft und ihren Beziehungen, kreisen Schauplätze des Geschehens, das Schloss Estoublon und die Irrenanstalt von St. Rémy, vor allem das Gasthaus zum Engel in Estoublon, wie Planeten umeinander. Nicht die gerade Linie, der Kreis ist die Form dieses grossen Romans.

Feier der Menschenwürde

Auch die Neuauflage wird aus dem «Vermächtnis» keinen Bestseller machen, und dies nicht deswegen, weil sie den Roman lediglich in 800 Exemplaren vorlegt. Es werden vermutlich immer nur wenige Leser sein, die sich auf die unerschütterliche, die Zeit vergessen machende Langsamkeit einlassen, die das Werk von ihnen verlangt. Aber wenigstens ist das erstaunliche Buch gerettet. Wenigstens werden Profes-

soren und Studenten der Literatur wissen, welch einzigartige Leistung hier zu würdigen ist. In den besten, wahrhaft meisterlichen Kapiteln ihres Romans gelingt *Elisabeth Aman* beispielsweise in Plon und Céline, in *Monsieur Léonide*, in den einfachen Menschen im Bauernland die zugleich demütige und stolze Darstellung der *condition humaine*. Die Empfindung, hier liege eine klassische, an die griechische Antike anknüpfende dichterische Feier der Menschenwürde vor, ist beglückend. Weil die Figuren des Romans keine Intellektuellen, keine einflussreichen Macher und keine vom Zeitgeist attraktiv geformten Wesen sind, sondern einfach ein Wirt der Dorfschenke, eine Haushälterin, ein Uhrmacher, ein an den Beinen gelähmtes Kind, gewöhnliche Leute eben, überrascht uns um so mehr der seelische Reichtum, der sie adelt. Die Erzählerin kennt sich im Innenleben ihrer Figuren aus, sie zeigt sie in umsichtig inszenierten Dialogen, ja sie scheint ganz persönlich mit ihnen im Gespräch zu stehen. Sie nimmt sie ernst.

Das Böse hat in der Welt *Elisabeth Amans* keine Chance. Ihre Sprache schon ist sanft und biegsam, ihre Sätze fließen leicht und ohne Widerstand dahin. Sie scheut das schön Gesagte nicht, spricht etwa vom «*Gemurmel der Lebensquellen*» oder malt ein abendliches Idyll: «*Der eine der Männer, ein Greis mit weissen Haaren, der mit gebeugten Knien die Arbeit tat, hielt oftmals inne, legte den Arm über das Sensenblatt und sah geradeaus in die untergehende Sonne.*» Es gibt Kapitel, die auch dem für das Ganze eingenommenen Leser «*viel zu lang und viel zu weitschweifig*» vorkommen mögen, Partien, in denen sich die Autorin in der Hingabe an ihre Figuren zu vergessen scheint.

Nur ist andererseits gerade dieses fast somnambule Ausgeliefertsein an die Geschichten, die sich wie von selbst entfalten, eine grosse Stärke des Buches. Es hat Schwächen; um der Redlichkeit willen darf man das nicht verschweigen. Aber seine Stärken überwiegen. Selbstgespräch und innerer Zwiespalt zum Beispiel versteht *Elisabeth Aman* anschaulich zu machen, indem sie einen koboldhaften Widerpart oder Widersacher erscheinen lässt, den «*Gegenspieler*», wie sie ihn nennt. Oder im Keimkapitel, jetzt das vierte, ur-



Elisabeth Aman

Elisabeth Aman-Volkart. Quelle: privat.

sprünglich aber das erste, das *Elisabeth Aman* niederschrieb, ist es *Hercule Cassecou*, der dem Uhrmacher im Schloss zu Estoublon entgegentritt. Er ist es, der die Uhren zum Stehen bringt und die Zeit anhält. Er ist vielleicht der Tod selbst, wenn nicht – inmitten all der Uhren im Schloss, die auf einmal und zur gleichen Zeit stillstehen – eine Art Kollege *Léonids*. Was er über die Menschen ausführt, deren Geist sich mehr und mehr vom Dasein entfernt habe, das Gott ihnen zugedacht habe, ist ein Leitmotiv. Gott habe nur den Gestirnen die Erkenntnis der Ewigkeit erlaubt; den Menschen überliess er den Raum. Aber die Menschen bekamen Angst vor dem Raum und zimmerten sich einen Rahmen, die Zeit. Und jetzt ist da alles eingeteilt in Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft und immer kleinere Einteilungen. Die Menschen wurden blind, unsensibilisiert für die Zwischenräume. Ich meine, der Roman «*Das Vermächtnis*» sei ein Elixier dagegen.

Arme Schreiber

Aber was denn hat es für eine Bewandnis mit dem Titel? Er bezieht sich auf die Story, die uns bei der Lektüre ver-

Zwanzig Jahre Solothurn

*Man hätte gern Dort zugehört,
war aber zum Hier verpflichtet,
und vernimmt, dass Dort nicht
besonders gewesen sei, wie
öfter halt, kein Frühling
dieses Jahr, und es sind
diesmal die Alten, die halten.
Es ist immer Herbst
der Patriarchen im Kreuz,
oder haben Sie etwa Herrn
Keuner gesehen?
Herr Keuner steht immer
hinter dem Stand und niemand
kauft seine Bücher.
Er ist nach dem Prinzip Hoffnung
ein sehr geduldiger Mann.*

*Abends die Fenster erhellt
Festlichkeit kommt immer auf
und vielleicht ein tatsächlich
wirklich überaus gutes Gespräch.
Frau J. hinter dem Tresen
verliert nie die Geduld.
Der Gast schätzt an diesem Anlass,
das, was schweizerisch ist,
der Gast käme gern wieder, mit
einem Taxi aus Frankfurt,
Berlin, Köln oder so.*

*Wer wo was, schon wieder?
wer mit wem wo aha,
klar, der mit der da,
Wie, die? die war doch schon
einmal dran.
Man hats ja gewusst, dass
der mit der da dort und bald wird
dort da sein, oder da dort?*

*Schön ist das Morgenlicht
in der Gasse am Fluss,
und die Sonntagsfrische
ist beinahe städtisch, ich
glaube, auch Gottfried Keller
wäre gekommen und sässe
mit Bichsel im Kreuz.
Beim Glockengeläute
der Kirchengang der Literatur.
Es gibt viele aufrechte
Gängerinnen und Gänger
und manchen aufrichtigen Hörer
am Sonntagmorgen in Solothurn,
es gibt viele gute Momente
der Literatur.*

Isolde Schaad

schwimmt. *Elisabeth Aman* hat sie zur Einführung einer Lesung knapp umschrieben: Comte d'Egrenay, der als armer Schreiber sein Leben verdient, gerät durch unglückliche Umstände in den Verdacht, zwei Verbrechen begangen zu haben. Schliesslich endet er in einer Irrenanstalt, und vor seinem Tod übergibt er einem Fremden das Manuskript, das lange nicht den Weg zu seinen Lesern findet.

Es mag sein, dass die Autorin ihr Werk einem fingierten Erzähler zuschreiben wollte. Die Herausgeberin macht im Nachwort jedoch darauf aufmerksam, dass die Situation der Tochter aus grossem Haus, die unter die «Schreiber» gegangen ist, in dieser Fiktion mitschwingt. Mit ihrem Nachwort, einerseits eine schwesterlich-einfühlsame Biographie, andererseits eine kritische Interpretation des Werks, hat *Elsbeth Pulver* ihrerseits ein kleines Meisterwerk geschaffen. Vielleicht deswegen, weil sie nicht allein mit den Metho-

.....
 Gott habe nur
 den Gestirnen
 die Erkenntnis
 der Ewigkeit
 erlaubt; den
 Menschen über-
 liess er den
 Raum. Aber die
 Menschen
 bekamen Angst
 vor dem Raum
 und zimmerten
 sich einen
 Rahmen, die Zeit.

den der Literaturwissenschaft an ihre Aufgabe heranging, sondern als Kritikerin, also mit dem Engagement jener besonderen Art von Literaten, die missverstanden werden, wenn man ihnen vorwirft, ihr Geschäft sei das Notengeben. Man muss sie sich eher als Wüschelrutengänger vorstellen, die glücklich sind, wenn sie eine Wasserader entdecken. *Elsbeth Pulver*, die im Verlauf von Jahrzehnten die Gegenwartsliteratur in treuer Aufmerksamkeit verfolgt hat, schrieb in den frühen Jahren ihrer Mitarbeit an den «*Schweizer Monatsheften*», als die Redaktion einige Kritiker nach ihrem Selbstverständnis befragte, jedes Sprachkunstwerk rufe nach einer Antwort. Es gehe darum, durch diese Antwort die lebendige Wirklichkeit der Literatur zu beweisen. Das hat sie in ihrem Nachwort nun auch im Blick auf das Buch von *Elisabeth Aman* getan und es, nachdem es fast verschollen war, für dankbare Leser gerettet. ♦

HINWEIS

aus: Jürg Willi, Margaretha Dubach, *Das wahre Leben der Helvetia*, Haffmans Verlag, Zürich 1998. (Einleitung)

Hat Helvetia wirklich gelebt?

An ihrem 150. Geburtstag ist die Schweiz in einer Sinnkrise. Zukunft braucht Herkunft. Wir müssen wissen, welches die Wurzeln unserer Schweizer Identität sind, wie unsere Eigenart und unsere Überzeugungen sich gebildet und entwickelt haben und was von dem, was von Generation zu Generation weitergegeben wurde, in uns wirksam ist. Unsere Eigenart hat sich nicht abstrakt-theoretisch gebildet, sie ist gewachsen, indem sie gelebt wurde. Unsere Überzeugungen sind eine gewachsene Wahrheit, die Geschichte von Ideen und Erfahrungen im Gestalten des Lebens.

Wir erzählen hier die Geschichte der Verena Leu. Zu dieser Geschichte gehört, dass Verena Leu für viele Menschen das wahre Leben verkörperte, das Wesentliche einer schweizerischen Lebensart. Deshalb wurde sie Helvetia genannt. In der Schweizer

Geschichte kommen Frauennamen kaum vor. Es gibt keine Heldinnen wie die französische Jeanne d'Arc, keine Frauen mit politischem Einfluss wie die englischen Königinnen oder die Frauen am französischen Hof. Lediglich in Schillers *Tell* kommt es zu einem kurzen Auftritt von Gertrud Stauffacher, die ihrem Mann zuruft: «Schau vorwärts, Werner, und nicht hinter dich!», womit sie in traditionell weiblicher Art politischen Einfluss nimmt, indem sie ihrem Mann den Rücken stärkt. Dabei hatten Frauen an der Entwicklung unserer Eigenart und unserer Ideen und Überzeugungen massgeblichen Anteil, aber sie wirkten aus dem Hintergrund als Ehefrauen und Mütter. Die Geschichte der Verena Leu bildet eine Ausnahme. Mit Klugheit und Witz verstand sie es, die mächtigen Männer von ihrem Kriegseifer abzulenken. Durch ihren mutigen Einsatz hatte sie Verdienste für die Schweiz erworben, die jenen von General Dufour nicht nachstehen.